Im Lande der Pelzmenschen.

Humoristische Groteske von Friedrich Thieme.

Illustrirt von Johannes Wunderlich.

An unserem Stammtisch waren wieder einmal die Frauen an der Reihe. Wir hatten erst vom Wehrbeitrag und den theuren Zeiten gesprochen — was Wunder, daß nun auch das Gespräch auf Kleidung und Putz kam und die Kostbarkeit und Kostspieligkeit der neuesten Moden mehrere unserer Stammtischmitglieder in wahre Ach- und Wehrufe ausbrechen ließen.

Endlich meinte der Apotheker Müller sogar, es wäre wirklich eine weise Einrichtung der Natur, wenn die Frauen wie die Pelztiere ihr Pelz gleich mit zur Welt brächten. „Was wäre das für eine Ersparnis für uns Männer," setzte er seufzend hinzu.

„Sagen Sie das nicht," entgegnete mit seinem gewöhnlichen würdevollen Ernst der ehrwürdige Oberförster Eschrich, unser Stammtisch-Mäuchlhausen. „Wie, Sie sind anderer Ansicht, Herr Oberförster?"

„Gewiß — und das auf Grund persönlicher Erlebnisse. Wenn Ihr jungen Fahrten, die Ihr nichts erlebt und gesehen habt, nicht allemal feixtet, wenn ich eins von meinen Reiseabenteuern zum besten gebe, so würde ich Eure Erfahrung durch eine ebenso interessante als seltsame Geschichte bereichern."

Ein allgemeines „Bitte, ach bitte," ward an der Tafel laut und der alte Knasterbart ließ sich auch nicht lange nöthigen. Zwischen den Dampfstößen, die er seiner Pfeife entzog, kurrete er seine Erzählung heraus, indem er wie gewöhnlich mit der feierlichen Versicherung begann, daß jedes Wort daran wahr sei.

„Ihr Kiekindiemeits meint also, unsere lieben Frauen kämen uns weit billiger zu stehen, wenn ihnen ihre Kleidung wie den lieben Vöglein gleich auf den Leib gewachsen wäre? Nun hört mal — Ihr haltet mich für einen Junggesellen?"

„Daran kann wohl kein Zweifel sein, Herr Oberförster."

„Fehlgeschossen — ich war in meiner Jugend verheirathet. Aber es war eine bloße Reiseheirath, von der ich aus erklärlichen Gründen nicht spreche. Kennt Ihr das Land Pelleterien?"

Niemand von uns hatte je den Namen gehört.

„Weil Ihr traurige Ignoranten seid. Pelleterie ist französisch und bedeutet auf Deutsch Pelzwaaren. Daher der Name Pelleterien für das große Pelzland am Südpol. Da denken die Herren Forscher von heute, der Shackleton und Charcot und wie sie sonst heißen, wunder, was sie geleistet haben. Bah — ich bin auf meiner zweiten großen Weltreise vor 50 Jahren sowohl am Süd- als am Nordpol gewesen und habe gar kein Aufhebens von der Sache gemacht. Damals war's, als ich nach Pelleterien kam, das viele hundert Meilen weiter liegt als das Victorialand. Eigentlich ist's nur eine Stadt mit einem großen Landgebiet darum herum, die starken Mauern sind aus mehreren Metern starken Eisblöcken errichtet, ebenso die Häuser und Paläste, die infolgedessen beim Sonnenauf- und Untergang in allen Regenbogenfarben schillern und einen unvergleichlichen Anblick bieten. Zwar sauberen, mit Schnee gepflasterten Straßen begegnete ich zahlreichen wohlgebildeten Menschen, die sämmtlich in Thierfelle und Vogelpelze gekleidet waren, und zwar in solche von einer Kostbarkeit, Mannigfaltigkeit und Farbenschönheit, daß für manche dieser Pelze gewiß bei uns tausende von Thalern bezahlt würden. Ich erblickte Herren in den kostbarsten Zobel- und Blaufuchs-Pelzen, Damen in Kostümen

von eitel Strauß- oder Papageienfedern, Soldaten in Wolfs- und Tigerfellen u. s. w. Vergebens zerbrach ich mir den Kopf darüber, wie man in diesen Eisgegenden zu den Bekleidungen der tropischen Fauna gelange, bis mich zu meinem unbegrenzten Erstaunen ein Dienstmann, der mich herumführte, darüber aufklärte, daß alle diese [illegible] Pelze und Bälge den bemerkenswerthen Pelleterien von Natur auf dem Leibe gewachsen wären und daß sie diese wundersame Bekleidung gleich mit in die Welt brächten. Daher der Name Pelleteria für Stadt und Land. Nun wußte ich Bescheid und bewunderte die Fürsorge der Natur, die jedem Stande gleich das für ihn passende Gewand verliehen hatte. Alle Führer, Boten, Lastträger u. s. w. trugen zum Beispiel Hundefelle und zwar jede Spezies die einer besonderen Hunderart. Mein Dienstmann präsentirte sich in dem kleidsamen Fell eines schwarzen Pudels. Der König prangte in einer Löwenmontur, die Königin prunkte im Gefieder eines schneeweißen Schwans mit einer armstarken Boa von Paradiesvogelfedern, die Generale trugen Tiger-, Leoparden- und Pantherfelle, die Soldaten Wolfsfelle u. s. w. Ueberhaupt — alle Männer wurden mit Pelzen und alle Frauen mit Federn geboren. Gewiß eine recht angenehme Einrichtung, welche sich durch das rauhe Klima wissenschaftlich erklärt.

Und auch eine billige Einrichtung — so dachte ich wenigstens damals. Und entzückend ist sie, fügte ich hinzu, als ich eben eine wunderschöne junge Dame in einem wahrhaft süßen, bezaubernden, goldgelben Kanarienvogelkostüm daherstolzieren sah. Das liebliche Antlitz war weiß und zart, das Haar goldfarben und zu ihrem Gefieder — denn anders darf ich es wohl nicht nennen — vorzüglich passend. Auf dem Kopfe trug sie ein rothgoldenes Krönchen. Höchst statiös und anziehend nahmen sich die vollen Formen unter dem goldenen Federschmuck aus, nur die Flügel — pardon, Arme entlang zogen sich ein paar pikante, schwarzbraune Streifen. Wahr-

haftig, ich war im Nu bis über die Ohren in die anmuthsvolle Kanarienjungfrau verliebt!

Sie bemerkte meine bewundernden Blicke, und da ich für Pelleteria eine naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit und durch meine Seltenheit schon ein begehrenswerther Gegenstand war, so machte sie ihren Papa, einen stattlichen Eisbär — das heißt einen Herrn in Eisbärentracht — auf mich aufmerksam. Mr. Eisbär war vortragender Rath im Ministerium des Eises, also ein Mann von Stand und Würde. Er lud mich zu sich ein und — ich will Euch nicht lange mit der Wahrheit hinhalten — nach kaum 14 Tagen war ich mit der schönen Kanaria verlobt und wieder 14 Tage später war sie meine liebe, kleine Frau.

Ich dachte mir diesen Luxus umsomehr leisten zu können, als ich doch keine Kleidung für meine Gattin zu schaffen brauchte. Etwas Schmuck und Putz beliebte man wohl, so trug meine Kanaria eine prachtvolle Kette aus großen, unschmelzbar gemachten Eisdiamanten um den Hals, die in der Sonne herrlicher als wirkliche funkelten. Aber die eigentliche Kleidung fiel doch weg, und damit meiner Ansicht nach auch die Tyrannei der Mode. Ich erlangte auch schnell eine Anstellung als Lehrer der königlichen Kinder, denen ich Deutsch, Englisch und Französisch beizubringen hatte, und dieser Posten wurde ausgezeichnet honorirt, denn ich war der einzige Sprachkundige im Lande.

Wie selig fühlte ich mich im Besitz meiner Kanaria! Wie weich und mollig ruhte

es sich an ihrer goldenen Brust! Wie stolz war ich, wenn ich an ihrer Seite durch die Straßen von Pelleteria schritt! Aber bald stellten sich doch einige Unannehmlichkeiten heraus. Früh nach dem Schlafen sah der schöne, goldene Pelz meist unordentlich und zerzaust aus. Da mußte nun unser Dienstmädchen, eine derbe Landpommeranze in einem unscheinbaren Sperlingshabitus, heran. Erst begab sich meine Frau ins Bad und geberdete sich in der Wanne richtig wie ein Vogel, indem sie ihre Federn aufplusterte und sich am ganzen Körper mit dem lauwarmen, köstlich parfümirten Wasser besprengte. Dann tanzte sie, sich wie der Vogel nach dem Bade Bewegung zu machen, im Zimmer herum, daß das Wasser in tausend Tropfen nach allen Seiten sprühte. Als ich das erstemal ahnungslos dazukam, spritzte es mir in Gesicht und Augen, halblind mußte ich in einen Winkel retiriren.

„Aber liebe Kanaria, was treibst Du denn?"

„Das ist nothwendig, wenn ich mich nicht erkälten soll, lieber Mann. Die Federn müssen wieder ganz trocken werden."

„Dann bade Dich doch nicht alle Tage."

„Das muß ich, sonst würde ich schön aussehen. Auch kommen sonst leicht Schädlinge in den Pelz."

„Schädlinge?"

„Nun ja. Pelze und Federn sind gar empfindsam. Man ersteht sich nicht umsonst dieses grandiosen Vorzuges. Sieh Dir nur die armen Leute auf der Landstraße an, wie zerfetzt und zerzaust die aussehen. Da muß man sich in acht nehmen, daß man nichts wegbekommt. Vorsicht und Reinlichkeit heißt es bei uns."

Nun nahte sich Spatzine, unsere Magd, mit Bürste und Kamm — da ging es wohl eine Stunde lang an ein Kämmen, Bürsten, Glätten und Säubern, bis endlich meine Kanaria so schmuck und glatt zu mir kam wie ein Vöglein auf einem Gemälde. Indessen — Zeitersparnis an der Toilette war mit der natürlichen Bekleidung nicht verbunden, das erkannte ich bald. Im Gegentheil — die Morgentoilette währte wolle zwei Stunden. Außerdem mußte das Federkostüm täglich mehrere Male, je nach jedem Sitzen, neu gebürstet und geglättet werden.

Damit nicht genug. Auch in starken Schweiß durfte mein liebes Weibchen nicht kommen. „Schweiß ist für unsere Federn geradezu ein Unglück," belehrte sie mich. Deshalb zitterte Kanaria vor jeder Krankheit. Ich merkte es ihr allemal gleich an, wenn sie sich nicht ganz wohl befand. Da verlor die goldene Hülle den prächtigen Schimmer, die Federn hingen schlaff herab und bekamen ein struppiges Aussehen. Alle möglichen raffinirten Kunstmittel der Toilette, die sehr viel Geld kosteten, waren nothwendig, ihr Aeußeres einigermaßen passabel zu gestalten. Ueberhaupt kostete ihr Federn- und Pelzhabit den lieben Pelleterien unmenschlich viel Geld. Alle vier Wochen fand sich die Kräuslerin bei meiner Frau ein. Das Aufkräuseln war jedesmal eine Prozedur von drei Tagen, während welcher Zeit Kanaria für niemand zu haben war. Und alle zwei Monate begab sie sich in die Federnreinigungsklinik, um sich ihr Gewand mittels Dampfs von Grund aus säubern und auffrischen zu lassen. Dann kehrte sie allemal zurück wie ein strahlender goldener Stern.

„Warum verzichtest Du nicht auf das theuere Kräuseln?" fragte ich sie. „Es ist ja nicht nothwendig."

„Männchen, das verstehst Du nicht. Es ist nun einmal Mode."

„Ah — Ihr habt also auch Moden?"

Sie schaute mich ganz verwundert an.

„Moden? Aber natürlich! Und sie wechseln leider in einem fort. Jetzt tragen wir Damen unsere Federn gekräuselt, vorher war die künstliche Aufplusterung Mode, vor dieser der Auspuz mit künstlichen Federn und Pelzbesatz. Einmal war es üblich, die Federn zu färben, da habe ich aber nicht mitgemacht. Ja, ja, das verschlingt eine Menge Geld, liebes Männchen."

Ja, leider, seufzte ich im Stillen. Denn meine Kanaria fing an, mir sehr theuer zu werden. Gab es doch außer den bereits geschilderten noch Extraausgaben genug. Um nur einiger zu gedenken: Eines Tages kam Kanaria ganz aufgeregt und zornig nach Hause.

„Sieh nur, Männchen, welche Niederträchtigkeit!"

„Was giebt es denn?"

„Eine erbärmliche Hand hat mir hinten einen ganzen Klumpen Federn aus dem Nacken gerissen!"

Wahrhaftig, sie hatte recht!

„Wie ich aussehen muß! Ist die Stelle

kahl?"

„Ganz kahl, mein Goldmatz. Wer hat's denn gethan?"

„Weiß ich das? Irgend eine neidische Hand. Wir sahen u nsden Einzug des Prinzen mit an — da, im Gewühl, spüre ich plötzlich einen schmerzhaften Ruck. Denn es that außerordentlich weh!"

„Kommt so etwas oft vor?"

„O, oft genug. Es ist ein beliebtes Mittel neidischer Rivalinnen, ihre Konkurrentinnen zu entstellen. Freilich stehen schwere Strafen auf dem Haar- und Federnausrupfen, aber man bekommt die Schuldigen selten heraus. Haben doch vor längerer Zeit mehrere Furien mit maskirten Gesichtern eine ihrer Schönheit wegen berühmte Frau überfallen, in ein Versteck geschleppt und sie dort nackt gerupft wie eine Gans."

Wir müßten, die Verletzung zu heilen, einen Arzt rufen. Doch blieb die Stelle mehrere Monate kahl und bot einen recht häßlichen Anblick. Trotzdem war dies Unglück noch nicht so schlimm, als das am Weihnachtsabend, wo meine arme gute Kanaria dem Lichterbaume versehentlich zu nahe kam und sich eine Schwungfeder des rechten Armes verbrannte.

Nach einem Jahre der glücklichsten Ehe hatte ich das Vergnügen, ein reizendes Baby im allerliebsten Federkleid an mein väterliches Herz zu drücken. Es war ein kleines Mädchen und ein wirklich süßes Geschöpf. Das Federkostüm besaß einen weißlichen Schimmer und war auf dem Rücken schwarzbraun gestreift, auch zogen sich an den Beinchen zwei malerische grünbräunliche Streifen entlang. Aber was uns am meisten erfreute: unser Kind ward mit einer natürlichen Boa geboren, einer glänzend schwarzen Federboa. Das war eine große Seltenheit und meine Frau war stolz auf diese Auszeichnung.

Die natürliche Fellbekleidung der guten Pelleterier hat indessen auch manche höchst unangenehme Nebenerscheinung. Das Alter pflegt ja nirgends die menschlichen Reize zu erhöhen, aber in Pelleterien trat es in geradezu widerwärtiger Gestalt auf. Vornehme und reiche Leute verstanden wie bei uns durch allerhand Kunstmittel ihren äußeren Menschen einigermaßen passabel zu erhalten. Man besserte den alternden Pelz mit künstlichem aus, setzte ganze Stücke geschickt ein oder ließ das natürliche Kleid ganz mit einem künstlichen überziehen — letzteres allerdings ein kostspieliges Vergnügen, denn ein völlig neuer Ueberzug kostete oft tausende von Mark. In allen Zeitungen empfiehlt man außerdem hunderte von Geheimmitteln zur Herstellung oder Erhaltung eines glänzenden Gefieders, gegen Insekten, gegen das Ausgehen der Haare und Federn u. s. w. Arme Menschen dagegen, deren Kasse ihnen die Inanspruchnahme solcher Hilfsmittel nicht gestattete, sahen vielfach geradezu abschreckend aus in den allenthalben zerfetzten, abgenutzten, zerfressenen, struppigen Pelz- und Federhäuten.

Ich rechnete oftmals aus, daß die Toilette meiner Frau, obgleich sie ihr Kleid mit auf die Welt gebracht hatte, mich durchschnittlich viermal soviel kostete, wie diejenige einer europäischen Modedame.

Mit einiger Beunruhigung nahm ich wahr, daß Kanaria plötzlich anfing, an den verschiedensten Stellen kleine kahle Tüpfelchen zu zeigen.

„Mein Goldvögelchen, was bedeutet das?" erkundigte ich mich betroffen.

„Hast Du noch nicht gehört, daß in diesem Jahre die Motten als verheerende Plage auftreten? Auch ich habe sie bekommen, lieber Mann — o, das ist ein böses Leiden. Freilich bei weitem nicht so schlimm als der Kahlpelzpilz."

„Was ist's mit dem?"

„O, wen der befällt, der wird am ganzen Körper kahl. Dies Uebel ist unheilbar. Da giebt's keine Hilfe mehr als einen künstlichen Ueberpelz, denn die ausgefallenen Federn oder Haare wachsen nie wieder. Also sei froh, daß es nur die Motten sind, liebes Männchen."

„Nein, ich war gar nicht froh! Denn kaum konnte ich mich wochenlang der Gesellschaft meines geliebten Weibchens erfreuen. Der Mottenspezialist nahm sie in gutbezahlte Behandlung. Sie ging nicht mehr aus und das ganze Haus duftete nach Naphtalin, Mottenkraut und Insektenpulver. Ich vermochte es kaum mehr in ihrer Nähe auszuhalten und wenn ich sie berührte, stoben große Pulverwolken aus den Federn.

Doch auch diese harte Prüfung ward überwunden. Nach einiger Zeit präsentirte sich ihr Kanarienkleid wieder so glatt, schmuck und schön wie je und ich holte die während der Naphtalinperiode versäumten Liebkosungen reichlich nach. Aber ach — mit des Geschickes Mächten . . . . Nach etwa zwei Monaten bemerkte ich, daß mir, wenn ich Kanaria umschlang oder küßte, immer Federchen an den Kleidern haften blieben. Auch verlor sie immer mehr einzelne Federn und eines Morgens fand ich sogar eine große Schwungfeder vor ihrem Bett.

„Um alles in der Welt, was ist das nun wieder, Kanaria? Deine Gewandung hat auch allen Glanz verloren und sieht rauh und ruppig aus, auch Deine Augen blicken so trüb und traurig. Kind, Du wirst doch nicht ernstlich krank?"

„Das nicht, lieber Schatz — aber —"

„Nun — aber?"

„Sei so gut, schicke nach dem Arzt — ich —"

„Nun, was fehlt Dir?"

„Ich bin in der Mauser — und da —"

Bum bum bum! schallte die Glocke durch das Gastzimmer, denn Freund Apotheker hatte das große Aufschneidemesser,

über dem Stammtisch, an welchem die Glocke hing, in kräftigen Schwung versetzt. Zugleich brachen wir alle in homerisches Gelächter aus. Da schwieg der Oberförster tiefverletzt — und so habe ich nie erfahren, wie er von seinem Kanarienweibchen in Pelleterien fortgekommen ist und ob die arme Kanaria damals die Mauser glücklich überstanden hat!

Der Erfinder.

Von Fritz Müller (Cannero).

Er soll zuerst ein ganz vernünftiger Mensch gewesen sein. Aber da las er einmal eine Erfinderstatistik:

Der Erfinder des Drahtverschlusses bei Bierflaschen war ein Schlossergeselle. In der Langeweile eines Sonntagnachmittags ist ihm spielerisch die Erfindung gelungen, welche ihm ein Vermögen von zweieinhalb Millionen . . .

Der französische Erfinder eines Pariser Kinderspielzeugs, des sogenannten Criri (ein einfaches Stückchen Blech, das beim Drücken kreischt), hat sich damit ein Vermögen von über drei Millionen Franken . . .

Solche Schicksale las er in der Erfinderstatistik. Es waren eine ganze Menge derartiger Fälle. Immer war es eine kinderleichte Sache, die einem jeden zwischen dem Mittagessen und dem Nachmittagskaffee so nebenbei einfallen konnte. Und immer waren es Millionen, die damit verdient wurden.

Und dann stand noch ein Satz in der Statistik. Darin hieß es, es sei eigenthümlich, daß die ertragreichsten Erfindungen häufig von Laien gemacht würden. Und es sähe fast so aus, als wären die Fachleute zu sehr von voreingenommenen Ideen belastet . . .

Nun, der Buchhalter Kreuzkopf war kein Fachmann. Nein, der Buchhalter Kreuzkopf war auch nicht von voreingenommenen Ideen belastet. So daß also der glorreiche Weg zu Millionenerfindungen durchaus frei für ihn war.

Ich habe ihn gerade damals kennen gelernt. Und er theilte mir sofort bei der Vorstellung mit, daß er einer Erfindung von ungewöhnlicher Tragweite auf der Spur wäre.

„Eine buchhalterische Erfindung? Wissen Sie denn nicht, daß den Fachleuten so gut wie nie eine Millionenerfindung gelingt?"

„Ja, ich verstehe — und wahrscheinlich sind die Erfindungen zwischen Soll und Haben schon alle gemacht, nicht wahr?"

„Das will ich nicht sagen. Es mag immerhin sein, daß eines Tages ein Nervenspezialist —"

„Ein was?"

„— ein Nervenspezialist oder ein Unteroffizier oder sonst ein Nichtfachler das ganze Buchhaltungssystem umkrempelt und eine Millionenerfindung darin macht."

„Und Sie selbst? Auf welchem — welchem nichtfachlichen Gebiet gedenken Sie Ihre Erfindung zu machen, Herr Kreuzkopf?"

„Wenn Sie mir versprechen zu schweigen, so —"

„Wie das Grab, Herr Kreuzkopf."

„Nur bis zur Anmeldung des Patents. Danach ist es mir sogar erwünscht, wenn Sie darüber sprechen, damit —."

„— Damit die Millionen leichter auf Ihr Patent zu in Bewegung kommen, Herr Kreuzkopf, ich verstehe."

Er sah mich mißtrauisch an. Aber dann sagte er mir's doch. Es handle sich um eine geniale — er sagte immer schöniale —, um eine schöniale Kraftübertragung für Fahrräder.

„Ah, Sie sind selbst Radfahrer, Herr Kreuzkopf?" schaltete ich ein.

„Was fällt Ihnen ein, ich sagte Ihnen doch, nur Nichtfachler könnten —"

„Ach so, ich bitte um Entschuldigung."

Wieder sah er mich mißtrauisch an. Aber schließlich siegte doch der Mittheilungsdrang, den Erfinder nach gelungenem Wurf nun einmal haben. Und so erfuhr ich, daß durch die Erfindung des Herrn Kreuzkopf jedes Fahrrad sich künftig ganz von selbst bewegen würde.

„Aber irgendeine Kraft, Herr Kreuzkopf, Benzin, Dampf oder Spiritus etwa, muß doch —"

„Eben nicht; das ist ja das Schöniale."

Die Ehrlichkeit kämpfte in mir mit der Höflichkeit. Ich muß ihm doch sagen, dachte ich, daß es sich dann um keine schöniale Erfindung, sondern um einen schönialen Blödsinn handeln müsse.

Aber da sah ich in sein leuchtendes Gesicht und hörte ihn flüstern: „Mein Rad bewegt sich einfach durch das Gewicht des Fahrers."

Er schwieg lange und beobachtete den Eindruck seiner Worte auf mich. Ich muß ein wenig dumm dreingeschaut haben. Denn ich sah Herrn Kreuzkopf mitleidig lächeln.

„Daß ein jeder Mensch ein Gewicht hat", sagte er, „das wissen Sie doch, Herr?"

„Allerdings."

„Und daß dieses Gewicht auf eine Unterlage drücken muß, auf jede Unterlage, also auch auf einen — sagen wir einen Fahrradsattel?"

„Gewiß."

„Je mehr drücken muß, je größer das Gewicht des Radfahrers ist?"

„Stimmt."

„Sehen Sie, das alles war ja schon lange vor meiner — vor meiner schönialen Entdeckung bekannt, die übrigens ebenso einfach wie schönial ist."

„Gewiß", sagte ich höflich, „das ist bei allen großen Dingen so."

Er glänzte und beugte sich flüsternd an mein Ohr — schnellte aber plötzlich zurück, sah im Zimmer hinter den Schrank, unter den Tisch, unters Sofa und öffnete mit einem raschen entschlossenen Ruck die Zimmerthür. — „Nein", sagte er, „es ist kein Lauscher da. Also hören Sie: Ich übertrage einfach den Druck auf den Sattel durch ein leichtes Hebelsystem — es muß natürlich gut geölt sein — auf — nun auf was meinen Sie wohl?"

„Hm", sagte ich, „ich weiß nicht recht — vielleicht auf —"

„— auf die Pedale, Herr, einfach auf die Pedale, wodurch sich das Rad von selber fortbewegen muß, verstehen Sie — von selber fortbewegen muß, solange einer droben sitzt."

„Hm", sagte ich.

„Nun, was sagen Sie dazu?" frohlockte er mit einer reinen ansteckenden Entdeckerfreude.

„Hm", sagte ich und schwieg.

„Es scheint, Sie haben nicht recht begriffen?" meinte er nach einer Pause. Und dann wiederholte er alles noch einmal geduldig mit den gleichen Worten. Und wieder sah er mich erwartungsvoll an.

„Ich verstehe jetzt ganz gut", sagte ich, „aber es kommt mir vor, als wäre da irgendein Naturgesetz — sehen Sie, ich bin selbst langjähriger Radfahrer und—"

„Da haben wir's", sagte er mitleidig, „Sie sind eben voreingenommen, Sie sind mit einem Wort ein — (er zog verächtlich seine Lippen auf) — ein Fachler!"

„Fachler oder Nichtfachler", sagte ich nun doch ein wenig ärgerlich, „soviel weiß ein jeder Mittelschüler aus seiner dritten Physikstunde, daß eine Arbeit nur wieder durch eine Arbeit zustandekommen kann. Die Arbeit, die zustandekommt, nein, die zustandekommen soll, ist die Fortbewegung des Rades —"

„Richtig", sagte Herr Kreuzkopf gnädig, als sei er mein Examinator.

„Wo aber ist die Arbeit, die Sie auf das Fahrrad übertragen wollen?"

„Der Druck meines — meines —"

„Erlauben Sie, der Druck Ihres Gewichts auf den Sattel ist doch keine Arbeit!"

„So, was denn?" stieß er hervor.

„Es war eine Arbeit, wenn sich Ihr — wenn sich Ihr Körper gleichzeitig nach abwärts bewegte, Herr Kreuzkopf."

„O, Sie Einfalt", sagte Herr Kreuzkopf herablassend, „dann säße ich ja schon nach ein paar Metern platt auf dem Boden!"

„Jawohl, Herr Kreuzkopf."

Aber Herr Kreuzkopf fuhr fort, mich unendlich mitleidig anzusehen.

„Nein, Herr Kreuzkopf", suchte ich ihn doch noch zu überzeugen, „nein, Herr Kreuzkopf, die Natur läßt sich nicht betrügen."

„Was?" rief er zornig, „was sagen Sie? Betrug werfen Sie mir vor? Ein Betrüger soll ich sein? —"

Und ich mußte schleunigst fliehen. Er hätte mir sonst eine Vase an den Kopf geworfen. Vermuthlich zur Bekräftigung seiner Drucktheorie.

Später hörte ich, er habe einen Ingenieur gefunden, der ihm das Hebelsystem gegen Vorausbezahlung konstruirte. Und es habe ihn ein dreifaches Monatsgehalt gekostet. Und voller Zuversicht sei er, der Herr Kreuzkopf.

Wieder eine Woche später hörte ich, er mache praktische Versuche. Aber es ginge noch nicht ganz. Wahrscheinlich müsse das drückende Gewicht größer genommen werden.

Eine Woche darauf sagten die Leute, Herr Kreuzkopf habe den zweieinhalb Zentner schweren Metzger Stadelmaier gebeten, die Versuche auf dem Fahrradsattel über dem Hebelsystem fortzusetzen. Es sei immer noch nicht recht gegangen. Aber Herr Kreuzkopf habe erklärt, es fehle einfach an der richtigen zwangsläufigen Schmierung.

Das war vor einem Vierteljahr. Seither nun befaßt sich Herr Kreuzkopf in seinen Mußestunden mit dieser zwangsläufigen Schmiererfindung. Und gestern hat er dem Briefträger, den wir gemeinsam haben, erzählt, er sei der Sache dicht auf den Fersen. Und dann sei seine Haupterfindung, das selbstfahrende Fahrrad, nur mehr ein Kinderspiel . . .

„Ein Kinderspiel?" dachte ich, „ein Kinderspiel? Hm, in der That, darin hat Herr Kreuzkopf ganz entschieden recht."

Die Pfeife des Jean Bart.

Von Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt von F. G. Kern.

Jean Bart stammte aus Dünkirchen, einer feuchten und kalten Gegend, wo die Pfeife eine treue Begleiterin des Menschen ist. Er war Enkel und Neffe von Seeräubern und selbst Seeräuber bis zu dem Zeitpunkt, da ihn Ludwig XIV. in die Kriegsmarine berief.

Damals war Jean Bart schon 41 Jahre alt; es war daher zum Aendern der Jugendgewohnheiten zu spät. Als Jean Bart einmal im Vorzimmer des Königs eine Pfeife anzündete, that er dies nicht aus Unkenntnis der Hofetikette von Versailles. Davon werden sich Diejenigen, die darüber nachdenken wollen, überzeugen können. Er that es vielmehr deswegen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und damit man gezwungen wäre, ihn vor der Thür des Palastes zu setzen. Da er aber Geschwaderchef war und sich Jean Bart nannte, war es keine so leichte Sache, ihn vor die Thür zu setzen oder zu Ludwig XIV. zu gehen und ihm zu sagen, daß im Nebenzimmer ein Mensch sei, der rauche.

Man wußte, daß Jean Bart gekommen war, um den König um eine Gnade zu bitten, um eine Gnade, die der König ihm schon zweimal verweigert hatte.

Man ließ die Bitten um Audienz Jean Barts nicht zum König gelangen; es war daher nöthig, daß er das Kabinett des Königs mit List erreichte.

Jean Bart hatte es verschmäht, seine berühmten Gewänder von Gold- und Silberstoffen, die in den Salons von Paris so viel Aufsehen erregten, anzulegen; er hatte sich mit der einfachen Uniform des höheren Marineoffiziers bekleidet und nur die goldene Kette, die ihm der König als Belohnung für seine Heldenthaten verliehen hatte, umgelegt. Dann hatte er sich im Vorzimmer des Königs gemeldet, wie wenn er ein Erlaubnißschreiben in der Tasche gehabt hätte.

„Herr Fregattenkapitän, haben Sie Ihr Audienzschreiben?" fragte der Offizier, der die Bittsteller dem König zuführen mußte.

„Mein Audienzschreiben?" sagte Jean Bart. „Warum das? Ich bin ein viel zu guter Freund des Königs, als daß es zwischen uns noch dieser Albernheiten bedürfte. Sagen Sie ihm, daß es Jean Bart ist, der ihn zu sprechen wünscht, und das wird ihm genügen."

„Solange Sie kein Audienzschreiben haben," erwiderte der Offizier, „wird sich Niemand erlauben, Sie anzumelden!"

„Bilden Sie sich nicht ein, daß es nothwendig sei, mich anzumelden," meinte Jean Bart. „Ich werde mich selbst anmelden." Und er ging auf die Verbindungsthür zu.

„Hier darf man nicht hinein, Herr Kapitän!" sagte der Musketier, der auf Posten stand.

„Ist das Ihre Instruktion?" fragte Jean Bart.

„Das ist meine Instruktion," antwortete der Musketier.

„Ich habe Achtung vor Ihrer Instruktion," sagte Jean Bart.

Dann lehnte er sich an das Getäfel, zog aus der Tiefe seines Hutes eine Pfeife, stopfte sie mit Tabak, schlug Feuer und zündete sie an.

Die Höflinge betrachteten ihn mit Erstaunen.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Fregattenkapitän," sagte der Offizier, „daß man im Vorzimmer des Königs nicht rauchen darf."

„Dann lasse man mich hier nicht warten; ich rauche immer, wenn ich warte."

„Herr Fregattenkapitän, ich werde gezwungen sein, Sie hinausführen zu lassen."

„Bevor ich den König gesprochen habe?" rief Jean Bart lachend. „Das werden Sie wohl bleiben lassen!"

In der That, es war, wie gesagt, keine leichte Sache, Jean Bart vor die Thür zu setzen. Von zwei Uebeln das kleinste wählend, und vor allem das am wenigsten gefährlich, ging der Offizier zum König.

„Sire, im Vorzimmer ist ein Marineoffizier, der raucht, uns also zwingt, ihn hinauszuführen, und der uns erklärt, daß er trotzdem hier eintreten werde."

„Ich wette, daß dies Jean Bart ist," sagte der König.

Der Offizier verbeugte sich.

„Lassen Sie ihn seine Pfeife zu Ende rauchen," sagte Ludwig XIV., „dann mag er eintreten."

Jean Bart rauchte seine Pfeife nicht fertig; er warf sie in den Kamin und eilte zum Kabinett des Königs. Als er die Schwelle überschritten hatte, blieb er stehen und begrüßte Ludwig XIV. ehrerbietig.

Jean Bart war an seinem Ziele angelangt. Er verfügte im Verkehr mit dem König über dieselbe Gewandtheit wie im Gefecht mit den feindlichen Geschwadern. Er leitete das Gespräch durch Klippen, Pässe, Felsen, wohin er wollte. Er begann mit der Schilderung seines heldenhaften Ausfalles aus dem von den Engländern blockirten Hafen von Dünkirchen, dann sprach er von der Vernichtung von mehr als 80 feindlichen Schiffen, die im Meere verbrannten, endlich von seinem Einfall in Newcastle. Er kniete vor dem König nieder und endigte, indem er um die Begnadigung des Seemanns Keyser bat, der zum Tode verurtheilt worden war, weil er seinen Gegner im Duell getödtet hatte.

Der König zögerte.

Jean Bart, den die brüderliche Freundschaft, die er Keyser entgegenbrachte, beredsam machte, bat, bat inbrünstig, bat dringend.

„Jean Bart," sagte Ludwig XIV., „ich bewilige Ihnen, was ich Ihnen in Tourville verweigert habe."

„Allergnädigster Herr," antwortete Jean Bart, „mein Vater, zwei meiner Brüder und zwanzig andere Familienmitglieder sind im Dienste Eure Majestät gestorben. Sie geben mir heute das Leben meines Matrosen, und ich gebe Ihnen Quittung für das Leben der anderen. . . ."

Jean Bart entfernte sich weinend wie ein Kind und aus vollem Halse schreiend: „Hoch lebe der König!"

Er wurde von den Höflingen, die sich jetzt beeilen, ihm den Hof zu machen, umringt, so daß er nicht wußte, wie er diesem Kreis, der ihn zu ersticken drohte, entweichen sollte. Er nützte die Gelegenheit aus, als ihn einer der Höflinge fragte: „Herr Bart, wie sind Sie eigentlich aus dem von den Engländern so stark blockirten Hafen von Dünkirchen herausgekommen?"

„Nun, das will ich Ihnen zeigen. Ich bin Jean Bart, nicht wahr? Ihr seid die englische Flotte. Ihr blockirt mich im Vorzimmer des Königs; Ihr verhindert mich am Fortgehen. . . ."

„Eh bien, bing, bäng! piff paff! Seht, so bin ich hinausgekommen!"

Bei jedem Ausruf versetzte er dem, der gerade vor ihm war, einen Fußtritt oder einen Faustschlag, daß er auf seinen Nebenmann fiel, und bahnte sich so einen Weg bis an die Thür.

Dort angekommen, sagte er: „Meine Herren, so bin ich aus dem Hafen von Dünkirchen hinausgekommen."

— In den deutschen Kolonien wird der Kunst- und Naturschutzpflege große Aufmerksamkeit zugewandt. Das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika bemüht sich, Kunstwerke innerhalb seines Gebiets vor dem Verfall zu bewahren und beginnt mit den Bauwerken aus der arabisch-persischen Periode, die sich an verschiedenen Stellen des ostafrikanischen Schutzgebiets finden. Es sind dies Ruinen, die für die Geschichte des deutschen Schutzgebiets bedeutsame Aufschlüsse liefern und deren Vernichtung schon aus diesem Grunde allein um jeden Preis verhindert werden muß.

— In der letzten Zeit ist eine neue Art der Benutzung der X-Strahlen in Verbindung mit dem Mikroskope erfunden worden. Der innere Bau der kleinsten Organismen wird dadurch so deutlich erkennbar, daß man verschiedene Arten solcher Organismen da erkannt hat, wo man diese alle für zu einer Art gehörig angesehen hatte. Auch von den Knochen und andern Körpertheilen größerer Thiere werden durch diese Methode alle Einzelheiten sichtbar.

— Die Walfische sind am Aussterben. Die Walfische, mit Einschluß der vierundzwanzig Meter langen Finnwale, sind die Meeresriesen der heutigen Welt; der am naturgeschichtlichen Museum in Paris thätige Ed. Perrier weist aber darauf hin, daß verschiedene Arten dieser Meeresbewohner von baldiger Ausrottung bedroht seien. Wenigstens dreißig norwegische Gesellschaften betreiben gegenwärtig den Fang von Walthieren allein an den Küsten Afrikas, und die Gefahr, die ihnen durch englische Jäger droht, ist nicht minder hoch anzuschlagen. Die Paris-Akademie hat deshalb schon Vorschläge zum internationalen Schutz der Walfische ausgearbeitet.

— Die Schwester des verstorbenen russischen Dichters Anton Tschechow, Marie Tschechow, hat in den nachgelassenen Papieren ihres Bruders viele noch